

Jörg Volbers

15 Analytische Philosophie im 20. Jahrhundert: Die andere Seite der Rhetorik

Abstract: During its 100 year old history, analytical philosophy has established a self-image, directing itself against any rhetorical momentum in philosophy. The article will concentrate on situating this self-image historically. In doing so, tensions between the “official” self-image and the subsequent developments of this tradition will become apparent. Analytical philosophy has always claimed to link clarity and objectivity in a methodical exemplary manner. Due to its significance, this claim was succinctly problematized, with the result that eventually strong fallibilistic and practice oriented positions emerged, which definitely comply with a rhetorically oriented concept of speech. Thereby, analytical philosophy appears as an anti-rhetorical tradition, defending its scientific ideal of reason, even in the reason-skeptical 20th century, while at the same time resorting to a rhetoric of objectivity.

Stichwörter: Analytische Philosophie, Aufklärung, Brandom, Davidson, Fallibilismus, Postmoderne, Quine, Rationalität, Rorty, Sachlichkeit, Wissenschaft

Keywords: analytic philosophy, Brandom, Davidson, enlightenment, fallibilism, objectivity, postmodernity, Quine, rationality, Rorty, science

Gliederung: 1 Einleitung – 2 Zwei Perspektiven des Rhetorischen – 3 Analytische Philosophie als Methode – 4 Probleme der Methode – 5 Nachklassische Perspektiven – 6 Abschließende Bemerkungen: Rhetorik der Vernunft – 7 Literatur

1 Einleitung

Auf den ersten Blick scheint es abwegig, die Tradition der analytischen Philosophie unter dem Stichwort einer „Wiederkehr der Rhetorik“ zu diskutieren. Die analytische Tradition ist, das kann wohl so gesagt werden, die mit Abstand am stärksten *anti-rhetorisch* eingestellte Philosophierichtung des 20. Jahrhunderts. Sie setzt sich nicht nur inhaltlich bewusst von jeder Rhetorik ab. Auch stilistisch steht sie für eine Schreib- und Argumentationsform, die auf Nüchternheit und Präzision setzt – und das bis „um den Preis der Penetranz oder gar der Langeweile“¹. Das Zitat stammt von einem selbstbewussten Vertreter dieser Philosophierichtung, der sich auf einen breiten

1 Beckermann 2004, 7.

Konsens verlassen kann: Sowohl in den alten Gründungsdokumenten dieser Tradition wie auch in den Rückschauen auf ihre nun mehr als hundertjährige Geschichte fehlt selten der Hinweis, dass die analytische Philosophie sich vor allem durch diese *Sachlichkeit* und eine gewisse theoretische Strenge auszeichne.² Damit unterscheidet sie sich, so das Selbstverständnis, von Feuilletons, von Fanatismus und Dogmatismus sowie von politischer Indoktrination und emotionaler Manipulation. Die Trennlinie wird hier von der analytischen Tradition unzweideutig entlang der eingefahrenen binären Unterscheidung von Rhetorik und Philosophie gezogen: Die analytische Tradition steht demnach auf der Seite von Rationalität und Transparenz, ihre Kontrahenten dagegen repräsentieren die erbauliche, unterhaltsame oder gar nur rein strategische Kommunikation.

Damit nimmt die analytische Philosophie eine ‚Rhetorik der Sachlichkeit‘ für sich in Anspruch und verteidigt ein Selbstbild des nüchternen und klaren Denkens, das durchaus auch mit unsachlicher Schärfe³ gegenüber abweichenden Philosophiekonzepten vorgetragen wird. Diese geradezu klassische Gegenüberstellung von Rhetorik und Philosophie verführt dazu, die analytische Tradition ihrem Selbstbild gemäß auf diese antirhetorische Position zu reduzieren. So finden sich in den neueren Debatten um eine ‚Wiederkehr‘ der Rhetorik im 20. Jahrhundert kaum positive Bezüge auf die analytische Philosophie. Als Belege für die Idee, dass die Rhetorik im 20. Jahrhundert erneut Bedeutung erlangt, gelten Autoren wie Kenneth Burke, Chaim Perelman oder Paul De Man.⁴ Oft genannt wird auch Stephen Toulmin, der durchaus der analytischen Philosophie im weitesten Sinne zugerechnet werden kann. Doch er steht – wie z. B. auch Stanley Cavell – mit seinem anti-universalistischen und Moderne-skeptischen Ansatz eher am Rand der analytischen Tradition. Allgemein ist der Bemerkung zuzustimmen, dass die ‚Wiederkehr‘ der Rhetorik vor allem in den US-amerikanischen Diskursen der Postmoderne der 1970er Jahre anzusiedeln ist.⁵ Die philosophischen Einsätze werden abgesteckt durch Nietzsche, Derrida oder Heidegger, dagegen nicht etwa durch Quine, Dennett oder Kripke.

Das Ziel dieses Textes ist es, diese einseitige Rezeption zumindest in Frage zu stellen. Nicht etwa, weil die analytische Tradition bei einem näheren Blick nun doch einen großen Fundus an Reflexionen über den Status der Rhetorik aufweise. Das ist nicht der Fall. Die analytische Philosophie nimmt kaum direkte Bezüge zur rhetorischen Tradition auf, und sie ist im Allgemeinen weit davon entfernt, eine möglicherweise bestehende rhetorische Dimension des Philosophierens anzuerkennen oder emphatisch zu begrüßen. Selbst Richard Rorty, der in vieler Hinsicht stark mit der analytischen Tradition brach, verbindet seine neopragmatistische Sprachphiloso-

² Vgl. Russell 1947, 864; Beckermann 2004; Føllesdal/Friedman 2006, 24 f.; Mulligan u. a. 2006, 66; Glock 2008.

³ Smith/Quine 1992.

⁴ Vgl. die Bibliographien in Gaillet and Horner 2010, 212–236.

⁵ Ueding and Steinbrink 2011, 219.

phie nicht mit der rhetorischen Tradition. Dies ist in seinem Fall besonders überraschend, da in Rortys Vorstellung Philosophie nicht mehr auf letztgültige sachliche Gründe rekurrieren kann und jedes methodische Privileg verloren hat. Rorty betont die Grenze des philosophischen Beweises und setzt an dessen Stelle die Notwendigkeit einer ‚Überredung‘ (*persuasion*) anderer Teilnehmer der diskursiven Praxis.⁶ Eine nähere Untersuchung der Praktiken, Formen und Techniken, die das Wirkpotential solcher Überredungsversuche stärken, findet aber nicht statt. Auch wird nicht die naheliegende Forderung erhoben, angesichts dieser Kontingenz, die auch das Gemeinwesen durchdringt, die klassische philosophische Bildung durch rhetorische Schulung zumindest zu ergänzen.⁷

Das Beispiel Rorty steht hier symptomatisch für eine Diskrepanz, die sich in der analytischen Philosophie im Ganzen beobachten lässt. Da ist, zum einen, zweifelsohne ein antirhetorisches Selbstbild, das die analytische Philosophie seit ihren Anfängen prägte. Nach diesem Selbstverständnis ist analytische Philosophie die Art und Weise des Philosophierens, die am besten dazu geeignet ist, eine vernünftige, sachgeleitete und nüchterne Diskussion fortzuführen. Da ist aber auch, zum anderen, eine interne Entwicklung der analytischen Tradition, die dieser Rhetorik der Sachlichkeit inhaltlich den Boden entzieht. Seit Russells ersten Schriften zur Methode der logischen Analyse sind mehr als 100 Jahre vergangen, und in dieser Zeit ist die analytische Philosophie zum *Mainstream* der angloamerikanischen, und auch der internationalen, philosophischen Debatte geworden. Im Verlauf dieser Geschichte differenzierte sich der ursprüngliche Ansatz in einem Maße aus, dass von einer kohärenten Einheit ‚der‘ antirhetorischen Vernunft, die die analytischen Tradition zu verkörpern beansprucht, nicht mehr die Rede sein kann. So kommen auch neuere historische Selbstreflexionen innerhalb der analytischen Philosophie zu dem Resultat, dass sich kein *inhaltliches* Kriterium finden lässt, das die analytische Philosophie nach innen definiert und nach außen deutlich abgrenzt.⁸ Auch wenn der Anspruch auf Sachlichkeit, Präzision und methodische Strenge weiterhin aufrechterhalten wird: Es klafft eine Lücke zwischen diesem Anspruch auf Vernünftigkeit und der faktischen, thematischen und methodischen Vielfalt dessen, was heute alles unter „analytischer Philosophie“ firmiert.

Während diese Beschreibung immer noch in der Außenperspektive verbleibt, lässt sich die festgestellte Lücke zwischen antirhetorischem Anspruch und rhetorischer Wirklichkeit auch aus der Innenperspektive dieser Tradition begründen. Der vorliegende Text will zeigen, dass die analytische Philosophie *selbst* eine Entwicklung vollzogen hat, in deren Verlauf auch sie philosophische Standpunkte einnimmt, die die Diagnose einer „Wiederkehr der Rhetorik“ stützen. Auch wenn die analytische

6 Rorty 1979; Rorty 1989.

7 vgl. Danisch 2013.

8 Glock 2008; Beaney 2013a.

Tradition sich selbst dezidiert antirhetorisch versteht: Sie entwickelt Positionen, die der Idee einer notwendigen „Rhetorizität“ des wissenschaftlichen Diskurses, ja der Sprache überhaupt zuspieren, ohne freilich diese Konsequenz auf sich selbst anzuwenden.

Im Zentrum der folgenden Darstellung steht die nachklassische, oft auch „post-analytisch“ genannte analytische Sprachphilosophie, für die diese Diagnose in besonderem Maße zutrifft. Diese Philosophie tritt ein für eine fallibilistische Sicht auf das Wissen, kritisiert den Empirismus für seinen „Mythos des Gegebenen“ (Sellars), und entwirft ein holistisches Bild der Sprache, in dem Verstehen und intersubjektive Praxis zusammen gedacht werden. Die historische Pointe lautet, dass diese Entwicklungen *gerade* durch das stark antirhetorische, wissenschaftsaffine Selbstverständnis der analytischen Philosophie vorangetrieben worden sind. Diese begründungsskeptischen Positionen sind nicht einfach Unfälle der analytischen Tradition, sondern das Produkt einer inneren Dynamik, in der es immer wieder um das Problem geht, wie die in Anspruch genommene Klarheit und Transparenz begründet und verteidigt werden kann.

2 Zwei Perspektiven des Rhetorischen

Bevor im Folgenden ein detaillierterer Blick auf diese Geschichte der analytischen Philosophie geworfen wird, ist es hilfreich, eine Grundunterscheidung in Bezug auf die Rede vom „Rhetorischen“ zu treffen. Die einschlägige Literatur zur „Wiederkehr des Rhetorischen“⁹ lässt zwei verschiedene Lesarten zu, die nicht vermengt werden sollten: eine *funktionale* Sichtweise, nach der die Rhetorik wichtig wird, weil das epistemische Fundament einer selbsttragenden, objektiven Evidenz fehlt; und eine *kulturdiagnostische* Perspektive, die das Fehlen eines solchen Fundaments, und damit die Ubiquität der Rhetorik, gleichsam als Faktum feststellt. Beide Auffassungen ergänzen einander, gehen aber nicht zwingend ineinander über. Der Rhetorik kann ihr funktionaler Platz im Kanon der vernünftigen Argumentation zugewiesen werden, ohne damit eine umfassende Kulturdiagnose zu verbinden; diese Diagnose wiederum kann eine Begründungslücke feststellen, die alle Rede zur Rhetorik erklärt, ohne eine differenziertere Analyse der Rhetorik und ihrer Einsatzgebiete vorzunehmen.

Die *funktionale* Bestimmung der Rhetorik sieht in ihr ein Korrektiv gegenüber dem absoluten Geltungsanspruch theoretischen Wissens. Diese Auffassung des Rhetorischen kann an Aristoteles' *Topik* anknüpfen, wo die Rhetorik als die Kunst eingeführt wird, das nur Wahrscheinliche (*eikos*) zu stärken. *Wahre* Sätze sind demnach solche, die „nicht erst durch anderes, sondern durch sich selbst glaubhaft sind“.¹⁰

⁹ Ostheeren 2007.

¹⁰ Aristoteles, *Top.* 100b.

Diese Selbstevidenz fehlt den *wahrscheinlichen* Sätzen, die deswegen auch der Unterstützung durch rhetorische Techniken und Figuren (wie z. B. dem *Enthymem*) bedürfen. Die Rhetorik hat demnach ihr Einsatzgebiet gerade dort, wo es um Wahrscheinlichkeiten geht; mithin in dem Gebiet menschlichen Handelns, wo die von der theoretischen Vernunft gesuchte Evidenz wahrer Sätze nicht zur Verfügung steht.

Wie so oft stützt Aristoteles' Unterscheidung ein eher moderates Verständnis des Rhetorischen, und damit auch der Philosophie. Mit ihr lassen sich verschiedene Bereiche des Handelns und Argumentierens trennen, in denen jeweils unterschiedliche Formen der Evidenz im Mittelpunkt stehen. Es gibt Situationen, in denen Rhetorik nötig ist, um einer schwachen Evidenz Wirkung zu verleihen; zu diesen Bereichen des Wahrscheinlichen gehören klassisch das Gericht oder die politische Rede.¹¹ Es gibt aber auch (nach dieser Bereichslogik) Situationen, in denen die Rhetorik weder gewünscht noch erforderlich ist. Zu diesem Bereich zählt Aristoteles die theoretische Philosophie, die ganz im Unterschied zu den praktischen Künsten in der Sicht der antiken Tradition den Vorteil hat, selbst nur ein bloßes *Schauen* des Wahren zu sein, und somit nicht unter Handlungsdruck steht.

Die *kulturdiagnostische* Rede von der „Wiederkehr der Rhetorik“ trifft nun eine Aussage über eine bestimmte Kultur innerhalb eines bestimmten Zeitraums. Es wird behauptet, dass in dieser Kultur die Möglichkeit schwindet, wahre, durch sich selbst glaubhafte Sätze zu produzieren, und sich somit der Zuständigkeitsbereich der Rhetorik ausweitet. Diese Diagnose kann so weit gehen, dass die Möglichkeit einer *theoria* selbst in Frage gestellt wird und damit ihre Abgrenzung zur Rhetorik wegfällt. Die kulturspezifische These wird so zugespitzt zur Diagnose einer rhetorischen Bedürftigkeit *aller* diskursiven Aussagen. Der Sprache und ihrer Beweiskraft haftet in dieser Sicht eine irreduzible „Rhetorizität“ an, die sich auch in jenen „ersten“ Diskursen der Wissenschaft bemerkbar macht, die klassisch vom Rhetorischen streng geschieden werden.

Bender und Wellbery sowie Blumenberg stellen eine solche Diagnose für die wissenschaftliche Moderne, spezifischer für das 20. Jahrhundert, auf.¹² Dabei erzählen sie die Geschichte eines Verlusts oder, in der vorsichtigeren Formulierung Blumenbergs, eines „Verzichts“. Die Hoffnung, in der Philosophie oder in der Wissenschaft wahre, selbstevidente Aussagen zu erzeugen, ist in dieser Diagnose dem Bewusstsein gewichen, dass alle Evidenz – auch die der Theorie – sich immer wieder nur als vorläufig erweist. Bender und Wellbery betonen hier vor allem den Wandel in der Wahrnehmung der neuzeitlichen Wissenschaft. Im klassischen Verständnis der Neuzeit gilt die empirische Forschung als das solide, neutrale Fundament, auf dem

¹¹ So unterschied die rhetorische Tradition zwischen „inneren“ (entechnischen), selbstevidenten Beweisen in einem Gerichtsverfahren, und „äußerem“ (atechnischen), die durch rhetorische Mittel erst konstruiert werden. (Ostheeren 2007, 206)

¹² Bender/Wellbery 1990; Blumenberg 1981.

sich objektives und von aller subjektiven Verzerrung befreites Wissen bauen lässt. Dieser typisch neuzeitliche Anspruch lässt sich emblematisch im prägnanten Bild des Teleskops fassen: Das Teleskop überzeugt durch bloße Wahrnehmung und nicht durch kunstvolle Rede. Seine beweisende Kraft steht offen für jeden, der hindurchblicken will, unabhängig von Stand und Herkunft. Und diese Fähigkeiten des Teleskops lassen sich selbst wieder wissenschaftlich erklären, so dass hier vollständige Transparenz herrscht. In der Summe stellt das Teleskop eine neutrale Evidenz zur Verfügung, an der sich der wissenschaftliche Diskurs immer wieder auch selbstkritisch messen lassen muss.¹³

Es wird deutlich, warum Bender und Wellbery den Blick durch das Teleskop als eine „derhetorized situation“¹⁴ bezeichnen: Im Teleskop werden (so der Anspruch) Evidenzen sichtbar, die wie Urkunden, Dokumente und Gesetze in einem Gerichtsprozess für sich selbst sprechen. Eben diese Logik einer selbstevidenten, neutralen Empirie ist, folgt man Bender und Wellbery, im 20. Jahrhundert keineswegs mehr selbstverständlich. Sie stellen ein weitgehendes Schwinden („crumbling“) des Ideals der wissenschaftlichen Objektivität fest, sowie einen parallelen Vertrauensverlust in die Neutralität der wissenschaftlichen Diskurse. Die wissenschaftstheoretischen Analysen von Autoren wie Kuhn, Goodman, Hacking oder Foucault, aber auch innerwissenschaftliche Dynamiken wie die Entstehung der Quantentheorie oder Einsteins Relativitätstheorie seien Belege dafür, dass diese modernen Gewissheiten nicht mehr gelten würden. Blumenberg verweist zusätzlich auf neuere anthropologische Bestimmungen des Menschen als „eines Wesens, dem Wesentliches mangelt“.¹⁵ Auf der Basis dieser Feststellungen kommt es zur Diagnose einer „generalized rhetoric“ (Bender/Wellbery): Wenn es keine durch sich selbst glaubhaften wahren Sätze mehr gibt, dann müssen wir *alle* wissenschaftlichen Aussagen als wahrscheinlich betrachten. In der Konsequenz dringt die Rhetorik in die Produktion und Legitimation der Evidenz auch dort ein, wo sie dem klassischen Verständnis nach keinen Ort haben sollte: in die Praxis und in den Diskurs der Wissenschaft selbst.

Wichtig ist, dass diese Diagnose *nicht* darauf warten muss, dass in der von ihr beschriebenen Kultur der wissenschaftliche Diskurs sich der eigenen „Rhetorizität“ bewusst wird. Das ist ein Problem dieser kulturdiagnostischen Perspektive: Sie trennt nicht immer zwischen der *allgemeinen* These, nach der sich in einem bestimmten Diskurs keine wahren Sätze produzieren lassen, und der bewussten *Wahrnehmung* eines solchen Mangels. So betten Bender und Wellbery ihre Diagnose der „Wiederkehr“ des Rhetorischen in einen umfassenden modernitätskritischen „cultural frame“ ein, der wissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Reflexionen ebenso mit einschließt wie die technische Entwicklung der Kommunikation im 20. Jahrhun-

13 Bender/Wellbery 1990, 10f.

14 Bender/Wellbery 1990, 10.

15 Blumenberg 1981, 124.

dert und das spätmoderne politische Ende des klassischen Nationalstaats.¹⁶ Das Resultat dieser Vermischung ist eine theoretische Schiefelage: Für die „Wiederkehr der Rhetorik“ kommen auf der Ebene der Reflexion nur solche Autor/innen in Betracht, die sich selbst als Kritiker/innen der Moderne verstehen oder allgemein so wahrgenommen werden. Viel interessanter, und auch eine größere Herausforderung für die Generalthese der Rhetorizität, ist die Annahme, dass die Entgrenzung des Rhetorischen sich auch in Diskursen niederschlägt, die nicht explizit eine solche kritische Haltung einnehmen.

Unabhängig von der Frage, wie kritisch ein Diskurs gegenüber der Moderne oder der Aufklärung auftritt, muss sich seine „rhetorische Dimension“ auch verorten lassen, wo sie nicht explizit als solche anerkannt wird. Daher ist es wichtig, die funktionale Rolle der Rhetorik im Blick zu halten. Das „Rhetorische“ steht hier für die Notwendigkeit, einen *Konsens* zu stabilisieren, der ohne diese Rhetorik wohl nicht zu verteidigen wäre.¹⁷ Diese Funktion kann die Rhetorik gerade dann am besten erfüllen, wenn sie nicht selbstbewusst als Notwendigkeit jeder Rede überhaupt wahrgenommen wird. Es wird also zu untersuchen sein, inwiefern das antirhetorische Selbstbild der analytischen Philosophie nicht gerade eine solche konsensbildende Funktion einnimmt.

3 Analytische Philosophie als Methode

Vor dem Hintergrund der soeben getroffenen Unterscheidungen lässt sich die Leitthese spezifizieren: Das antirhetorische Selbstbild ist ein rhetorisches Mittel, mit dem innerhalb der analytischen Philosophie ein Konsens gestiftet wird, der sich auf der inhaltlichen Ebene der vertretenen philosophischen Positionen und Ansichten spätestens seit den 1950er Jahren eigentlich nicht mehr verteidigen lässt. Dieses Selbstbild erhebt einen *Anspruch* auf Rationalität, der Kontur gewinnt vor dem Hintergrund des von Bender und Wellbery skizzierten Schwundes des Vertrauens in die Wissenschaft und die wissenschaftlich orientierte Vernunft. Es will dieser Entwicklung zum Trotz die kritische Kraft eines sachorientierten und methodisch geleiteten Denkens bewahren und ist gerade deshalb von großer Attraktivität.

Die Geschichte der analytischen Philosophie ist durchaus eine Erfolgsgeschichte, und das nicht zuletzt wegen ihres distinktiven Selbstbildes. Schon die ersten Autoren der analytischen Philosophie (wie etwa Russell) vertraten offensiv die Auffassung, ihr Ansatz hebe sich wohltuend von der philosophischen Konkurrenz ab, indem er Klarheit, Sachlichkeit und Präzision in das Philosophieren einbringe. Diese Auffassung ist inzwischen selbst zu einem Stereotyp geronnen, das der nicht-analytischen Kon-

¹⁶ Bender/Wellbery 1990, 5 u. 24.

¹⁷ Übereinstimmend Blumenberg 1981, 112; Bender/Wellbery 1990, 28.

kurrenz vorhält, sie sei „obscure, mystery-mongering, gnostic, oracular, or the work of charlatans“. ¹⁸ Diese Auflistung ist eine ironische Zuspitzung, doch sie geht einer eindrucksvollen Liste an Belegen voraus, die bis in die 1990er Jahre die Kontinuität und Kraft dieser Selbstverortung der analytischen Philosophie bezeugen.

Es liegt aus rhetorischer Perspektive nahe, dieses Selbstbild zurückzuweisen, insofern die postulierten Ideale der Klarheit selbst rhetorische Mittel sind, auf deren rhetorische Natur analytische Philosoph/innen nicht reflektieren. Doch das ist zu schnell geurteilt. Die spätere Verbreitung der analytischen Philosophie lässt vergessen, dass das heutige Stereotyp einst reelle Hintergründe hatte. Die Ideale der Klarheit und Präzision standen für ein emanzipatorisches und progressives Selbstverständnis, das die frühen Autoren der analytischen Tradition – insbesondere Russell und den Wiener Kreis – prägte. Der gesuchte Fortschritt sollte nicht nur philosophisch bleiben. Die Ideale wurden im Namen der Aufklärung gegen philosophische Tendenzen in Anschlag gebracht, die im Verdacht standen, die Möglichkeiten kritischen Denkens zu verschleiern. Carnaps berühmte Kritik an Heidegger muss auch vor diesem Hintergrund gesehen werden: Hier spricht nicht bloß ein Logischer Empirist, der das empirische Sinnkriterium auf alle Sachaussagen anwenden will und damit auch die Frage nach der Metaphysik „vernünftig“ zu beantworten versucht. ¹⁹ Hier spricht auch der zukünftige Exilant, der sich gegen den anti-aufklärerischen Gestus der Philosophie Heideggers wehrt.

Das analytische Selbstbild stand von Anfang an in einer engen Verbindung mit der philosophischen Methode, die der Tradition ihren Namen verlieh. Es ist aufschlussreich, dass die analytische Philosophie gar nicht unter dem Titel einer eigenen Schule begann, sondern sich schlicht als „logische Analyse“ darstellte und den Schultitel erst in den 1930er Jahren durch Lehrbücher und Kritiker erhielt. ²⁰ Die von Russell und Moore (unter Rückgriff auf Frege) eingeführte „logische Analyse“ ist zunächst von bestimmten ontologischen oder metaphysischen Setzungen unabhängig. Sie will unklare Sätze und philosophisch problematische Aussagen erhellen, indem ihre untergründige logische Struktur – ihre logischen Konstituentien – aufgedeckt werden. ²¹

Ein instruktives Beispiel wird von Russell selbst vorgestellt. ²² Der Satz „Es gibt keinen goldenen Berg“ wird zu der Feststellung: „Es gibt keine Entität, für die gilt, dass sie golden *und* zugleich bergig ist“. Russell will mit diesem (hier nur paraphrasierten) Beispiel zeigen, wie durch die bloße Analyse bereits ein wichtiges philosophisches Problem – die Rede über Nichtseiendes – einfach verschwindet. Wer sich den analysierten Satz anschaut, kommt nicht auf den Gedanken, es müsse „nichte-

¹⁸ Glock 2008, 168; die Auflistung geht bis Seite 173.

¹⁹ Carnap 1931.

²⁰ Beaney 2013b, 42–43.

²¹ Russell 1918.

²² Russell 1947, 859 f.

xistente“ Entitäten geben, um rational über sie reden zu können. Bedeutsam ist diese Umformung auch, weil sie die Komplexität zu reduzieren hilft: Wenn die logische Struktur steht, lassen sich die einzelnen Fragen isoliert voneinander behandeln, da ihr Zusammenhang ja bereits etabliert ist. Wir können klar sagen, was gelten muss, um eine Behauptung zu treffen, und können uns daher voll den einzelnen Komponenten der Behauptung zuwenden, um sie jeweils für sich zu prüfen.

Die analytische Methode verspricht, komplizierte Zusammenhänge auf eine einfache und transparent nachvollziehbare Weise in Einzelfragen aufzulösen. Dieses Versprechen geht weit über die Methode im engeren Sinne hinaus. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, dass das antirhetorische Selbstbild, das sich ursprünglich vor allem auf die Methode stützte, auch dann weiter stark und selbstbewusst vertreten wurde, als die eigentliche Methode immer fraglicher zu werden begann. Die Idee, Probleme durch eine präzise sprachliche Analyse einer Lösung zuzuführen, strahlt eine Suggestivkraft aus, die weit über die engeren philosophischen Fragen der Logik hinausgeht. Die Methode war gleichsam umrankt von einem ganzen Komplex von Werten, und der Erfolg der analytischen Tradition zeigt, dass hier ein Nerv getroffen wurde. Es galt, einer festgefahrenen philosophischen Tradition, die sich in hermeneutische Einfühlungen und spekulativer Begriffsakrobatik verfangen hatte (so die Wahrnehmung), wieder frischen Wind zuzuführen. Probleme sollten transparent für alle diskutierbar sein, anstatt sich der Autorität großer Namen zu beugen. Eine Meinung sollte übernommen werden, weil sie richtig und gut begründet ist, und nicht, weil sie von einem berühmten Denker geäußert wurde oder einfach gut klingt. In diesem Sinne steht das analytische Selbstbild deutlich in der Tradition der Aufklärung und ihrer rhetorik-kritischen Haltung. Diese Zugehörigkeit drückt sich auch darin aus, dass die meisten analytischen Philosophen – eine wichtige Ausnahme ist Wittgenstein – die neuzeitliche Wissenschaft als Paradigma vernünftiger Rationalität akzeptieren.

Schwer nachzuvollziehen ist heute, dass eine Philosophie, die diesen nachgerade klassisch modernen Wertekomplex vertritt, als „revolutionär“ empfunden werden konnte.²³ Revolutionär war aber nicht die Haltung, sondern der Eindruck, eine Methode gefunden zu haben, die diese hoch gehaltenen Werte in sich vereint. Mit der Methode wurde die Hoffnung verbunden, dass ihre Anwendung Präzision, Transparenz und Sachlichkeit gleichsam erzwingt. So führt Russell, rückblickend im Jahre 1946, den Aufstieg der analytischen Philosophie auf die analytische Methode zurück:

a method has been discovered by which, as in science, we can make successive approximations to the truth, in which each new stage results from an improvement, not a rejection, of what has gone before.²⁴

²³ Vgl. Ayer 1956.

²⁴ Russell 1947, 864.

Russells Vergleich der analytischen Methode mit den Wissenschaften („as in science“) ist hier ganz wesentlich. Allgemein waren nicht nur analytische Philosophen der Überzeugung, dass die Mathematisierung der Naturwissenschaften der Schlüssel zu ihrem Erfolg war. An diesen Erfolg wollte die analytische Philosophie anschließen, indem sie die neue, u. a. von Frege eingeführte moderne Logik zu ihrer Grundlage machte. Diese neue Logik war selbst ein Produkt des Fortschritts: Aufbauend auf den beeindruckenden Neuentwicklungen der Mathematik, die das 19. Jahrhundert erleben konnte, zeigte sie, wie selbst eine über 2000 Jahre alte Tradition – die erste *Logik* stammt von Aristoteles – auf radikal neue Grundlagen gestellt werden kann. Die analytische Philosophie war bestrebt, diese Fortschritte für die Philosophie fruchtbar zu machen und sie so von ihren Verkrustungen zu befreien.

4 Probleme der Methode

In historischen Rückblicken auf die analytische Tradition ist es inzwischen üblich, für die Jahre nach dem zweiten Weltkrieg einen zunächst langsamen, dann aber immer deutlich sichtbar werdenden Bruch zu konstatieren.²⁵ Diese Entwicklung wurde vor allem unter dem Eindruck von Rortys historischem Narrativ in seinem Hauptwerk *Der Spiegel der Natur* als eine radikale Abkehr von zentralen Dogmen der Klassiker dieser Tradition dargestellt, und damit als ein Übergang hin zu einer neuen, zu einer „post-analytischen“ Philosophie.²⁶ Die Merkmale dieser Neuausrichtung sind eine größere thematische Breite, die Abkehr von vielen Grundüberzeugungen des Wiener Kreises, sowie eine stärkere Einbindung der Sprache in die nicht vollständig formalisierbare Praxis (*pragmatic turn*).

Neuere historiographische Forschungen zeichnen jedoch ein anderes, weniger disruptives Bild dieser Entwicklung. Es ist richtig, dass sich in den Jahrzehnten nach 1950 die analytische Philosophie thematisch grundlegend ausweitete und auch zentrale Annahmen der analytischen Klassiker (v. a. zum Verhältnis von Sprache und Empirie) unter Beschuss gerieten. Doch im Rückblick sind die Unterschiede kleiner als es die Selbstdarstellungen der damaligen Kritiker nahelegen. Ihre Kritiken wurden *im Namen* der Werte und Ziele der Klassiker vorangetrieben und sind somit klassische Instanzen revolutionärer Selbstkritik. So stand Quines berühmte Kritik am Empirismus des Wiener Kreises, auf die wir unten noch näher eingehen werden, gerade unter dem Anspruch eines radikalisierten, und das heißt: konsequent zu Ende gedachten Empirismus.²⁷ Und Kuhns Monographie zur *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, die 1962 den Begriff des „Forschungsparadigmas“ einführte, erschien in einer von Logi-

²⁵ Schnädelbach 2004.

²⁶ Rorty 1979.

²⁷ Creath 2007.

schen Empiristen herausgegebenen Buchreihe zu den Grundlagen der Wissenschaftstheorie. Allgemein ist es sinnvoller, hier nicht von einer postanalytischen Wende zu reden, sondern den auch wesentlich durch *interne* Kritiken vorangetriebenen Übergang der analytischen Philosophie in ihre nachklassische Phase zu konstatieren.²⁸

Ein erster Aspekt dieser Entwicklung ist eine starke thematische Ausweitung dessen, was als Gegenstand „analytischen“ Philosophierens gilt. Die klassische Phase war geprägt durch ein vergleichsweise homogenes Spektrum an Themen und Fragen aus der Sprachphilosophie, Wissenschaftstheorie und Epistemologie. In den Jahren 1950 bis 1970 werden wieder Inhalte eingeführt, die in der klassischen Phase wenig Beachtung fanden. Ethik, Politik und Ästhetik erfuhren nun auch eine „analytische“ Behandlung, und nicht zuletzt dieser thematischen Ausweitung ist es zu verdanken, dass die analytische Philosophie in diesen Jahren zum dominanten Paradigma des Philosophierens in der angloamerikanischen Welt wurde. Das Versprechen der Methode – die „Revolution“, welche die Probleme neu und fortschrittlich zu lösen versprach – konnte auf unterschiedliche Bereiche ausgeweitet werden. Eine Entwicklung, die so weit führte, dass sich schließlich auch „analytische“ Lesarten philosophischer Klassiker etablierten, die für die Gründer dieser Tradition noch *personae non gratae* waren, z. B. Hegel und Heidegger.

Aus rhetorischer Perspektive ist vor allem der Wandel des Sprachverständnisses interessant. In der Einleitung zu seiner Anthologie über die linguistische Wende in der Philosophie spricht Rorty das klassische Selbstverständnis der analytischen Philosophie aus, der zufolge alle philosophischen Probleme durch eine Analyse bzw. Reform der Sprache entweder *gelöst* oder *aufgelöst* werden können.²⁹ Diese metaphilosophische Haltung wurde verbunden mit einer starken Sprachphilosophie: Sprache war nicht nur Medium und Inhalt der Philosophie; eine Reflexion auf die Sprache galt zugleich auch als der privilegierte, ja einzige Zugang zu traditionellen Themen der Philosophie (wie etwa Erkenntnis, Denken, oder Bewusstsein). Die Sprachphilosophie sah sich im Rang einer *prima philosophia*, deren Sprachorientierung an die Stelle der griechischen Seinsmetaphysik oder der idealistischen Bewusstseinsphilosophie tritt.

Schon Rortys Anthologie zum *Linguistic Turn*, die oft als Beleg des „sprachphilosophischen“ zwanzigsten Jahrhunderts zitiert wird, gibt Zeugnis von den Grenzen dieses Ansatzes. Rorty fragt, woran sich eigentlich das *Gelingen* der philosophischen Analyse erkennen lasse.³⁰ Eine solche Verteidigung ist auf jeden Fall nötig: Die Analyse erschöpft sich ja nicht in dem Aufweisen der logischen Struktur eines Satzes. Sie behauptet darüber hinaus, dass diese Struktur die *eigentlich* tragende logische Form des Satzverständnisses bloßlegt (wie etwa in Russels Beispiel des „goldenen Berges“). Die Analyse soll Klarheit bringen, indem sie solche verborgenen oder

²⁸ Beaney 2013c, 25 f.

²⁹ Rorty 1967, 3.

³⁰ Rorty 1967, 24–29.

zumindest nicht offenkundigen Implikationen und Zusammenhänge sichtbar macht. Sie muss daher begründen können, warum eine bestimmte philosophische Analyse den Anspruch erheben kann, diese Strukturen freigelegt zu haben. Damit sind auch in der analytischen Methode, entgegen ihrem ersten nicht-spekulativen Anschein, durchaus kontrovers diskutierbare Annahmen über die Natur des Sinns, der Logik und der Sprache investiert.

Rorty sieht, dass die analytische Philosophie seit ihren Anfängen faktisch keine Einigung herstellen konnte über diese wichtigen Fragen. Seine Einteilung der klassischen analytischen Sprachphilosophie in zwei Lager ist inzwischen kanonisch geworden: Die sogenannte *Philosophie der normalen Sprache* wird repräsentiert durch Autoren wie Ryle, Austin und den späten Wittgenstein, während die *idealsprachlichen* Ansätze in der analytischen Philosophie mit den Autoren des Wiener Kreises (Carnap, Reichenbach, Neurath u. a.) verbunden werden. Die Ansätze unterscheiden sich am deutlichsten in ihrem Verhältnis zu den Wissenschaften, das zu ganz anderen Vorstellungen der Funktion der Sprache und der „analytischen Methode“ führt.

Die idealsprachlichen Ansätze sahen gelingende rationale Erkenntnis paradigmatisch in den Naturwissenschaften und ihren formalen Methoden verkörpert. Sie diskutierten, wie eine logisch ideale Sprache aussieht, und setzten damit auf die formalisierte Logik als Erkenntnisinstrument. Entsprechend vertrauten sie in der Bestimmung des Verhältnisses der Sprache zur Welt auf ein empirisches Sinnkriterium; der Kontakt zur Wirklichkeit wird – so die Annahme – durch Sinnesdaten, externe Stimuli oder einfach Beobachtung hergestellt. Die normalsprachlichen Autoren legten ihren Schwerpunkt dagegen auf den alltäglichen Sprachgebrauch und dessen teils fein zisierten Kriterien und Gelingensbedingungen. Sie konstruierten keine idealen Sprachen, sondern konzentrierten sich auf eine „übersichtliche Darstellung“ (Wittgenstein) der bestehenden Sprachpraxis. Als Kriterium sinnvollen Sprechens galt ihnen die innere Logik der sprachlichen Praxis selbst (Sprachspiele; Austins performative Äußerungen). Die Analyse legt hier keine unterliegenden Strukturen frei, sondern zeigt Implikationen, Konsequenzen und Bedingungen auf – sie zielt auf die „Grammatik“ eines Ausdrucks und nicht mehr auf die den Satz regierende logische Tiefenstruktur.

Die Gegenüberstellung des idealsprachlichen und normalsprachlichen Ansatzes lässt zwei Fragen hervortreten, um die sich diese klassischen Debatten drehen: Es geht zum einen darum, wie der Kontakt der Sprache zur Welt verstanden werden muss – im idealsprachlichen Jargon die Frage nach dem „empirischen Gehalt“ –, und zum anderen um das Problem, was der Logik ihre normative Geltung verleiht. Gefragt wurde also vor allem nach dem *Weltbezug* der Sprache und nach der *Geltung* ihrer Logik. Diese Brennpunkte der Diskussion ergeben sich unmittelbar aus den Erfordernissen der analytischen Methode. Einer Analyse, die eine klare und präzise Fassung eines Gedanken fordert, kann es nicht egal sein, wie diese Gedanken mit der Welt zusammenhängen. Sie muss klären, wie weit ihre reflexive Analyse reicht, und wo ihr z. B. Grenzen gesetzt sind, weil bestimmte Fragen nur empirisch, oder vielleicht über-

haupt nicht, lösbar sind. Aus demselben Grund muss sie begründen können, was der analysierten logischen Form ihre Gültigkeit verleiht. Diese zwei Fragebereiche sind also bereits in der ursprünglichen Methode und ihrem Anspruch auf Sachlichkeit impliziert. Da dieser Anspruch zugleich ein wesentliches Identifikationsmerkmal analytischen Philosophierens war und ist, treibt er diese immer wieder zu neuen Antworten.

5 Nachklassische Perspektiven

Wie lassen sich der Weltbezug der Sprache und ihre logische Geltung so verteidigen, dass die *Analyse* philosophischer und begrifflicher Probleme die Philosophie auch weiterführt? Die Antworten der klassischen analytischen Philosophie auf diese Fragen gingen methodisch von einem Primat der Sprache aus. Sprachlicher Weltbezug und logische Geltung werden, wie in Wittgensteins *Tractatus* oder im Wiener Kreis, tendenziell kantianisch erklärt: Die Form der Sprache ist die einzige und daher apriorische Form, in der wir uns sinnvoll auf die Welt beziehen können. Der frühe Russell vertrat ein radikal realistisches Bild, das die durch die Analyse freigelegten „logischen Atome“ als die wirklichen Bestandteile der Welt interpretierte. Ihrem Selbstverständnis nach bewegen sich diese frühen Sprachphilosophien immer nur *innerhalb* des Bereichs der Sprache: Wir treffen Aussagen über Aussagen, und einige Aussagen sind klar, und andere sind es nicht. Die Sprache wird aufgefasst als eine Menge von öffentlichen, objektiv reproduzierbaren Sätzen, die wir uns in der philosophischen Diskussion zur Klärung vorlegen (am besten nummeriert, um auf sie im Fließtext Bezug zu nehmen).

Die nachklassische analytische Philosophie behält die beiden Leitfragen bei, entwickelt aber ein anderes Bild der Sprache. Die Fragen nach dem Weltbezug und der Geltung werden so beantwortet, dass sie einer rhetorisch informierten Auffassung der Sprache deutlich besser zuspielen. Dies beginnt, zum einen, mit einer *praktischen Wende* der Sprache, die vor allem eine Kritik an der „reinen“ Sprachphilosophie der analytischen Anfänge ist. Prägend ist hier neben dem Einfluss des amerikanischen Pragmatismus auch die normalsprachliche Philosophie, weshalb die hier angebotene Periodisierung – klassisch bis 1950, später dann nachklassisch – wie alle solche Einteilungen nur grobe Orientierung leistet. Der normalsprachliche Zweig der analytischen Sprachphilosophie kam erst in den 1950er Jahren richtig zur Blüte, unter dem Einfluss der Untersuchungen Austins und von Wittgensteins posthum veröffentlichten *Philosophischen Untersuchungen*, in einer Zeit, wo die Philosophie des Wiener Kreises schon Patina anzusetzen begann.

Mit dem *pragmatic turn* steht nicht mehr nur der Satz, sondern allgemein das sprachliche Verstehen im Blick. Damit entlässt die nachklassische Sprachphilosophie die Sprache aus ihrer theoretischen Monopolstellung und diskutiert sie in ihren

Beziehungen zu außersprachlichen Momenten. So entstand eine Philosophie, die in ihren Antworten auf die klassischen analytischen Fragen stets von einer umfassenden Praxis ausgeht, in die das Sprechen eingelassen sein muss, um überhaupt zu funktionieren. Geltung wie Weltbezug sind dann nicht mehr nur Phänomene der Sprache (oder des rohen empirischen „Kontakts“ mit der Wirklichkeit durch die Sinne). Sie werden eingebettet in einen übergeordneten Praxiszusammenhang, der zur Sprache nicht nur *hinzutritt*, sondern diese wesentlich *konstituiert* und mit ihr in eine Beziehung der wechselseitigen Abhängigkeit tritt.³¹

Besonders deutlich wird dieser Perspektivenwechsel mit Blick auf die explikative Rolle des Sprachgebrauchs. In der klassischen analytischen Auffassung ist der Sprachgebrauch sekundär gegenüber der logischen Sprachstruktur und den gegebenen sprachlichen Bedeutungen; ihm kommt keine besondere Rolle zu. Die Autoren des sprachphilosophischen *pragmatic turn* drehen diese Beziehung um:

we do not first form concepts and then discover what causes them; rather, in the basic cases the application determines the content of the concept.³²

Der Sprachgebrauch ist keine Anwendung vorgängiger Intentionen oder Sprachstrukturen; vielmehr sind Absichten und, allgemein, sprachliche Gehalte im Sprachgebrauch eingebettet. Die nachklassische Kritik an einer kategorischen Trennung von Sprache und Praxis geht so weit, dass der Sprachphilosoph Davidson zu dem Schluss kommt:

I conclude that there is no such thing as a language, not if a language is anything like what many philosophers and linguists have supposed.³³

Abgelehnt wird die Idee, Sprache sei in irgendeiner Weise dem Weltbezug vorgängig – sei es als Regel, die erst beherrscht werden muss, oder als angeborenes Sprachsystem. Effektiv heißt das, wie Davidson an derselben Stelle bemerkt, dass die Grenzen zwischen „knowing a language and knowing our way around in the world generally“³⁴ aufgehoben werden.

Während der *pragmatic turn* der Sprachphilosophie die rhetorisch bedeutsame Dimension der Praxis in das Sprachdenken der analytischen Tradition wieder einführt, bringt die parallele *Kritik am Empirismus* einen radikalen Fallibilismus, und damit einen massiven Begründungsskeptizismus, in die Diskussion ein. Von historischer Bedeutung ist die Kritik von Quine.³⁵ Er kritisierte seine eigene Tradition dafür, dass sie Weltbezug und Geltung auf zwei völlig getrennten Ebenen diskutierten: Die

³¹ Bertram u. a. 2008.

³² Davidson 1991, 195.

³³ Davidson 2005, 107.

³⁴ Davidson 2005, 107.

³⁵ Quine 1951.

formale „Syntax“ logischer Geltung auf der einen Seite, die dann von einer empirischen „Semantik“ des Weltbezugs ergänzt wird. Diese Unterscheidung ist mehr als ein Detail der analytischen Philosophie; sie bildet deutlich das Ideal einer Arbeitsteilung zwischen Philosophie und empirischer Forschung ab: Der Philosoph kümmert sich um die Logik und die Begründung, während die Sachfragen an die Wissenschaft ausgelagert werden.

Quine diskreditierte diese Trennung einflussreich als ein „Dogma“ und trug damit massiv zum Ende der Strahlkraft der klassischen analytischen Erkenntnistheorie bei. Es lässt sich erkennen, warum Quines Kritik eine solche Wirkung hatte. Sie entzieht einem Grundgedanken der klassischen analytischen Methode den Boden. Es gibt für Quine keine getrennte Sphäre der Logik, auf die Philosophen reflektieren können; die Logik ist ebenso *Teil* der Wissenschaft wie die empirische Forschung. Dies verband Quine mit einem radikalen Holismus der empirischen Prüfung, nach dem die Wissenschaft immer nur *als Ganzes* der Empirie gegenübertritt. Demnach kann eine einzelne empirische Prüfung nie irgendeine Frage mit unanfechtbarer Gewissheit bestätigen oder widerlegen: Es müssten nur hinreichend „drastische“³⁶ Änderungen am holistischen Gesamtsystem gemacht werden, um jedes beliebige empirische Datum in die Wissenschaft zu integrieren. Quine lässt keinen Zweifel daran, dass dafür notfalls auch logische Gesetze geändert werden können.

Aus seinen Überlegungen zog Quine den Schluss, dass die Philosophie, da sie keinen isolierbaren Bereich formaler Reflexion mehr kennt, sich konsequent selbst als einen Teil der Naturwissenschaften ansehen muss. Diese „Naturalisierung“ der Philosophie, und damit auch die Übernahme eines weitgehend physikalistischen und materialistischen Weltbildes, wurde im Anschluss an Quine zu einer dominanten Position innerhalb der analytischen Tradition, wenn auch nicht immer in Quines radikaler Form.³⁷ Quine selbst verband seinen methodischen Naturalismus mit einem dezidierten Pragmatismus in der Wahl der Theorien.³⁸ Theorien sind für Quine immer empirisch unterdeterminiert und können daher nicht mit harten empirischen oder rationalen Kriterien legitimiert werden. Die Begrifflichkeiten der Wissenschaft sind für ihn „Werkzeuge“ zur besseren Vorhersage von Ereignissen.³⁹ Die Entscheidung darüber, welche wissenschaftliche Erklärung die bessere ist, müsse der Forschung überlassen werden. In einem ähnlichen Geist stellt Sellars fest, dass empirisches Wissen wie auch die Wissenschaft („science“) im Allgemeinen sich dadurch auszeichnen, dass sie ein „self-correcting enterprise“ seien.⁴⁰

Quine und Sellars halten an dem Ideal der Wissenschaft als Inbegriff der Rationalität fest, entwerfen aber ein radikal fallibilistisches Bild der wissenschaftlichen

³⁶ Quine 1951, 40.

³⁷ Glock 2008, 138.

³⁸ Misak 2013, 201.

³⁹ Quine 1951, 41.

⁴⁰ Sellars 1997, 79.

Forschung. Ein guter Ausdruck dieser Haltung ist das von Otto Neurath eingeführte Gleichnis, das unser empirisches Wissen mit einem Schiff vergleicht, welches auf hoher See umgebaut werden müsse.⁴¹ Von Quine popularisiert, gehört dieses Bild inzwischen zum festen Repertoire epistemologischer Diskussionen.⁴² Der Witz dieses Gleichnisses ist sein radikaler Antifundamentalismus: Es gibt kein „Trockendock“, wo das Schiff in aller Ruhe, in Abwesenheit der sachlichen und pragmatischen Zwänge, Planke für Planke solide aufgebaut werden kann. Unser Wissen ist, so gesehen, immer vorläufig; und es gibt – nach diesem Gleichnis – kein Rückzugsgebiet, in dem die Philosophie über endgültige Gewissheiten und ewige Wahrheiten verfügt.

Dieser Fallibilismus der analytischen Philosophie findet sich auch in Debatten, die Quines radikale Kritik am Apriori nicht teilen. Kripke argumentiert beispielsweise aus einer logischen Perspektive gegen die klassische Sprachphilosophie und verteidigt die Idee apriorischer Notwendigkeit.⁴³ Sein Ausgangspunkt ist dabei der durch und durch fallibilistische Gedanke, dass eine empirische Beschreibung einen Gegenstand niemals hinreichend definiert. Wir sagen, Aristoteles sei der Lehrer von Alexander dem Großen; doch vielleicht stellt sich bei näherer Forschung heraus, dass „der Lehrer von Alexander dem Großen“ sich auf eine ganz andere Person bezieht. Kripke sucht eine ‚starre‘ Konzeption der Referenz, die sich durch alle logisch möglichen Welten durchhält – also einen Weg, logische Identität auch unter den Bedingungen des Fallibilismus zu verteidigen.

6 Abschließende Bemerkungen: Rhetorik der Vernunft

Die hier nachgezeichnete Entwicklung lässt deutlich werden, dass auch bei der analytischen Philosophie eine „Wiederkehr der Rhetorik“ festzustellen ist. Dabei geht es nicht, wie wir gesehen haben, um eine explizite Beschäftigung mit der rhetorischen Tradition. Die rhetorische Dimension wird vielmehr in der analytischen Diskussion greifbar in Gestalt einer allgemeinen skeptischen Haltung gegenüber Begründungsfragen und gegenüber der Möglichkeit einer ‚reinen‘, von aller Praxis und Empirie unbelasteten Reflexion. Die praktische Wende in der Sprachphilosophie sowie der weit verbreitete Fallibilismus (Neuraths Boot) zeichnen ein Bild der Sprache, und damit des Denkens und Argumentierens, in dem die Sprache von Anfang an eingelassen ist in den intersubjektiven Umgang mit der Welt, und dem zufolge sich die Sprache nicht trennen lässt von der Wirkung, die sie in dieser Praxis hat.

⁴¹ U.a. in Neurath 1921, 75.

⁴² Pinkard 1999.

⁴³ Kripke 1980; vgl. Soames 2005.

In diesen nachklassischen analytischen Diskussionen finden sich zentrale Argumente, die üblicherweise den Topos der ‚Rhetorizität‘ stützen. Die meisten analytischen Sprachphilosophen würden die These unterschreiben, dass die Sprache keinen „direkten Zugriff [...] auf die Wirklichkeit“⁴⁴ hat. Spätestens seit Austin kennt und diskutiert die analytische Tradition den Gedanken, dass Sprache nicht nur auf wahre und falsche propositionale Aussagen reduziert werden kann, und bietet vielfältige Artikulationen dieser Einsicht an. Sie kennt auch die von Bender und Wellbery angeführte Skepsis gegenüber fundierenden Letztbegründungen in der Wissenschaft. Auch die These, dass diskursive Begründungen sich primär auf einen *Konsens* stützen und nicht etwa in der Sache selbst ihren Grund haben, findet sich als „Konsenstheorie“ oder „Kohärenztheorie“ der Wahrheit in der analytischen Tradition intensiv (und kontrovers) diskutiert.⁴⁵

Es ist somit nötig, gerade aus einer rhetorisch sensibilisierten Perspektive das übersimplifizierte Bild der analytischen Philosophie, zu dem sie freilich selbst beigetragen hat, zu relativieren. Und zugleich ist es wichtig, dieser Korrektur zum Trotz auch die Grenzen dieser Tradition zu erkennen. Ungeachtet aller „postempirischen“, „postanalytischen“ oder „postformalen“ Theorien bleibt die analytische Philosophie im Bann der klassischen Leitfragen nach dem Weltbezug der Sprache und der logischen Normativität. Die neueren Autoren McDowell und Brandom etwa stehen für eine Sprachphilosophie, die sowohl die praktische als auch die historische Dimension der Sprache berücksichtigt.⁴⁶ Für sie ist die „Konversation mit der Tradition“⁴⁷ konstitutiv für das Verstehen; und sie leiten die Logik aus der verständigen Praxis ab, und nicht umgekehrt. Doch dieser Kultur- und Geschichtsbezug bleibt der Theorie weiterhin äußerlich. Die diskursive Praxis wird am universalistischen Leitbild des rationalen Verstehens modelliert. Es findet keine Reflexion auf Machtverhältnisse, Subjektformen sowie die kulturelle oder historische Herkunft von philosophischen Fragen statt. Und nach wie vor gilt für Brandom die methodische Maxime: „*faith* in reasoned argument, *hope* for reasoned agreement, and *clarity* of reasoned expression“.⁴⁸ Trotz ihrer „hermeneutischen Wende“⁴⁹ hält die analytische Sprachphilosophie an der methodischen Grundhaltung der Klassiker fest.

Dieses antirhetorische Selbstbild schlägt sich vor allem auf das Bild der *Philosophie* nieder. Philosophische Probleme sind demnach grundsätzlich auf einer *neutralen*, rein sachlichen Ebene zu exponieren und zu lösen. Dieser Neutralitätsanspruch der analytischen Philosophie zeigt sich in drei Dimensionen: Zum einen hat die analytische Tradition von Beginn an ein stark *ahistorisches* Selbstbild, das

⁴⁴ Ostheeren 2007, 205.

⁴⁵ Vgl. Skirbekk 1986.

⁴⁶ McDowell 1994; Brandom 1994.

⁴⁷ Brandom 2002.

⁴⁸ Brandom 2002, 2.

⁴⁹ Bertram 2011.

erst in den 1990er Jahren langsam zu bröckeln beginnt.⁵⁰ Diesem Selbstbild zufolge sind die Probleme und Herausforderungen der Philosophie im Grunde zeitlos, und der historische philosophische Diskurs stellt nur eine Abfolge von mehr oder weniger vernünftigen Stellungnahmen zu diesen Schwierigkeiten dar. Mit dieser Vorstellung verbunden ist zweitens ein *kulturneutrales* Selbstverständnis. Demnach sind philosophische Schwierigkeiten nie relativ zu bestimmten Kulturen (oder Epochen, wie der Aufklärung), sondern haben einen übergreifenden Bestand. Meines Wissens hat nur Rorty dieses Prinzip ernsthaft in Frage gestellt und sich dafür immer wieder den Vorwurf des Relativismus eingehandelt. Ein Motiv für diesen Vorwurf ist sicherlich im dritten Leitwert der analytischen Methode zu suchen: Philosophische Probleme und ihre Lösungen sind demnach letztlich *unabhängig* von jeder konkreten Einzelperson verständlich. Sie „gehören“ idealerweise allen vernunftbegabten Menschen, faktisch der diskutierenden Fachöffentlichkeit. Die Werte von Klarheit und argumentativer Transparenz rücken dadurch in den Rang von selbst nicht weiter reflektierten Leitugenden auf: Oberstes Gebot dieser Diskussionskultur ist, den Fluss der Argumente und Gegenargumente nicht durch Verstehensschwierigkeiten und verborgene Prämissen zu hemmen.

Der analytischen Philosophie kann somit vorgeworfen werden, kein methodisches (oder reflexives) Bewusstsein zu entwickeln und die inhaltlich implizierte kulturelle Einbindung ihres Denkens für die eigene Methode zu übergehen – worauf wiederum analytische Philosoph/innen entgegenen, dass gerade dieses kulturtranszendierende Philosophieverständnis ihren Ansatz positiv heraushebt.⁵¹

Anstatt nun diesen unfruchtbaren Grabenkampf zwischen „analytischer“ Philosophie und ihrer „kontinentalen“ Kritik zu wiederholen, soll hier abschließend ein Erklärungsvorschlag von Terry Pinkard aufgegriffen werden.⁵² Er begreift die *gesamte* westliche Philosophie des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf die gemeinsame Erfahrung der Moderne, dass vermeintlich solide Theorien und Wissensansprüche sich immer wieder als Irrtümer oder gar als fatale Fehler erwiesen haben. So entstand ein Vertrauensverlust in die klärende Kraft der Wissenschaft und der Philosophie. Die analytische Methode ist für Pinkard nun *eine* mögliche Reaktion auf diese übergreifende Erfahrung: Während die kontinentalen Ansätze die kulturellen, politischen und normativen Quellen des modernen Vertrauens in die Aufklärung problematisieren, greift die analytische Tradition zu der asketischen Lösung, mit der Hilfe größtmöglicher Klarheit, Präzision und Strenge diesem Verfall gleichsam entgegenzuarbeiten. Sie hält am klassisch modernen Verständnis der Vernunft trotz aller schrumpfenden Zuversicht angesichts ihrer aktuellen Manifestationen fest.

⁵⁰ Zur Historiographie der analytischen Philosophie vgl. Beaney 2013b.

⁵¹ Beckermann 2004.

⁵² Pinkard 1999.

Pinkards Situierung der beiden wichtigsten philosophischen Strömungen des 20. Jahrhunderts hat den Charme, dass sie zwar selbst nach kulturhistorischen Hintergründen fragt, aber dennoch zeigt, dass die spezifisch analytische Reaktion auf die skeptische Grunderfahrung durchaus *vernünftig* genannt werden kann, und zwar in dem Sinne von Aristoteles, der – wie beschrieben – in bestimmten Situationen den Einsatz der Rhetorik für unverzichtbar, und damit für wohlbegründet, hält. Die analytische Philosophie versucht, das moderne Ideal der Vernunft, das nicht mehr durch sich selbst allein glaubhaft ist, zu stärken und mit Überzeugungskraft zu versehen. Ihre eigene rhetorische Strategie besteht demnach darin, jegliche Rhetorik bloßzustellen und zu disqualifizieren, um auf diese Weise ihre Sache zur besseren Geltung zu bringen. Diese Rhetorik der Sachlichkeit ist, wie gezeigt wurde, ebenso einseitig und problematisch wie die Werte der Aufklärung, auf die sie sich stützt – unbedingte Klarheit, Deutlichkeit, und das Ideal objektiv zwingender Evidenz. Doch nur mit dieser antirhetorischen Rhetorik sah sich die analytische Philosophie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Stande, einem an Aufklärung und Wissenschaft orientiertem Vernunftverständnis auch im Augenblick seines Sturzes solidarisch zu bleiben. Dabei erwies sich dieser Ansatz als durchaus lernfähig. Er führte zu einer umfassenden Kritik eben dieses Verständnisses, ohne damit zugleich seine motivierenden Werte vollständig preiszugeben. Damit bildet die analytische Tradition im philosophischen Streit um die Deutungshoheit über „die Moderne“ ein trotz seiner Einseitigkeit wichtiges Gegengewicht zu einer oft ebenso einseitigen Modernekritik, die dazu tendiert, aus dem Scheitern der ursprünglichen Hoffnungen der Aufklärung auf die Unmöglichkeit jeder rationalen Aufklärung überhaupt zu schließen.

7 Literatur

- Aristoteles (Top.): Topik. Hg. v. Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart 2004.
- Ayer, A. J. (Hg.) (1956): *The Revolution in Philosophy*. London/New York.
- Beaney, Michael (Hg.) (2013a): *The Oxford Handbook of the History of Analytic Philosophy*. Oxford.
- Beaney, Michael (2013b): *The Historiography of Analytic Philosophy*. In: Michael Beaney (Hg.) (2013a), 30–60.
- Beaney, Michael (2013c): *What is Analytic Philosophy?* In: Michael Beaney (Hg.) (2013a), 3–29.
- Beckermann, Ansgar (2004): *Einleitung*. In: Peter Prechtel (Hg.): *Grundbegriffe der analytischen Philosophie*. Stuttgart u. a., 1–12.
- Bender, John B./David E. Wellbery (1990): *Introduction*. In: *The Ends of Rhetoric: History, Theory, Practice*. Stanford, 3–39.
- Bertram, Georg W. (2011): *Sprachphilosophie zur Einführung*. Hamburg.
- Bertram, Georg W./David Lauer/Jasper Liptow/Martin Seel (2008): *In der Welt der Sprache: Konsequenzen des semantischen Holismus*. Frankfurt a. M.
- Blumenberg, Hans (1981): *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik*. In: Ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. Stuttgart, 104–137.
- Brandom, Robert (1994): *Making it Explicit: Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge, MA.

- Brandom, Robert (2002): *Tales of the Mighty Dead: Historical Essays in the Metaphysics of Intentionality*. Cambridge, MA.
- Carnap, Rudolf (1931): *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*. In: *Erkenntnis* 2, 219–241.
- Creath, Richard (2007): *Vienna, the City of Quine's Dreams*. In: *The Cambridge Companion to Logical Empiricism*, ed. by Thomas E. Uebel and Alan W. Richardson. New York.
- Danisch, Robert (2013): *The Absence of Rhetorical Theory in Richard Rorty's Linguistic Pragmatism*. In: *Philosophy & Rhetoric* 46, 156–181.
- Davidson, Donald (1991): *Epistemology externalized*. In: *Dialectica* 45, 191–202.
- Davidson, Donald (2005): *A Nice Derangement of Epitaphs*. In: *Truth, Language, and History*. Oxford, 89–108.
- Føllesdal, Dagfinn/Michael Friedman (2006): *American Philosophy in the Twentieth Century*. In: *Daedalus* 135, 116–126.
- Gaillet, Lynee Lewis/Winfred Bryan Horner (Hg.) (2010): *The Present State of Scholarship in the History of Rhetoric: A Twenty-First Century Guide*. Columbia.
- Glock, Hans-Johann (2008): *What is Analytic Philosophy?* Cambridge, UK/New York.
- Kripke, Saul A. (1980): *Naming and Necessity*. Oxford.
- McDowell, John Henry (1994): *Mind and World*. Cambridge, MA.
- Misak, Cheryl J. (2013): *The American Pragmatists*. Oxford.
- Mulligan, Kevin/Peter Simons/Barry Smith (2006): *What's wrong with contemporary philosophy?* In: *Topoi* 25, 63–67.
- Neurath, Otto (1921): *Anti-Spengler*. München: Callwey.
- Ostheeren, Klaus (2007): *Rhetorizität*. In: Ueding, Gert/Walter Jens (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer, 205–220.
- Pinkard, Terry (1999): *Analytics, continentals, and modern skepticism*. In: *Monist* 82, 189–217.
- Quine, W. V. O. (1951): *Two Dogmas of Empiricism*. In: *The Philosophical Review* 60, 20–43.
- Rorty, Richard (1967): *The Linguistic Turn: Recent Essays in Philosophical Method*. Chicago.
- Rorty, Richard (1979): *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton.
- Rorty, Richard (1989): *Contingency, Irony, and Solidarity*. Cambridge.
- Russell, Bertrand (1918): *The Philosophy of Logical Atomism*. In: *The Monist* 28, 495–527.
- Russell, Bertrand (1947): *History of Western Philosophy: Collector's Edition*. London: Allen & Unwin.
- Schnädelbach, Herbert (2004): *Analytische und Postanalytische Philosophie*. In: *Ders.: Analytische und Postanalytische Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–44.
- Sellars, Wilfrid (1997): *Empiricism and the Philosophy of Mind*. Cambridge, MA.
- Skirbekk, Gunnar (1986): *Wahrheitstheorien: Eine Ausw. aus d. Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert* Frankfurt a. M.
- Smith, Barry/Willard van Orman Quine (1992): *Letter to the Editor*. *The Times*, May 9.
- Soames, Scott (2005): *Philosophical Analysis in the Twentieth Century*. 2 vols. Princeton u. a.
- Ueding, Gert/Bernd Steinbrink. (2011): *Grundriß der Rhetorik: Geschichte – Technik – Methode*. 5., aktual. Aufl. Stuttgart.